

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit befristeten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Vestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Telephon: 18608.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

Kultusminister Dr. Beck hat von neuem erklärt, daß die Regierung an der konfessionellen Volksschule festhalten werde.

Die Fortschrittler erklären das Kompromiß im 21. Wahlkreise für die nächste Reichstagswahl durch den Kandidatenwechsel für aufgehoben.

Die Nationalliberalen fordern Bethmann-Hollweg zu einer Zusammenfassung der bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie auf.

Das Verhältnis zwischen der Türkei und Griechenland spitzt sich immer mehr zu.

Die kretische Kammer hat ihre Zustimmung zur Zulassung der mohammedanischen Abgeordneten gegeben und sich hierauf vertagt.

In China kam es zu neuen Unruhen.

Budget und Konferenz.

Leipzig, 11. Juli.

Aus London schreibt man uns: Genau zwei Monate, nachdem das leidenschaftlich umstrittene Budget von 1909/10 endlich zustande gebracht worden war, brachte der englische Finanzminister Lloyd George das neue Budget für das Jahr 1910/11 ein. Es spricht wirklich Bände für die Tüchtigkeit der englischen Finanzmethoden — besonders wenn man sie mit den jämmerlichen deutschen vergleicht —, daß es Lloyd George trotz der großen Verschwendung in der Einholung der verschiedenen Steuern und des nicht minder großen Wirrwarrs gelungen war, das verflozene Finanzjahr ohne irgendwelches Defizit abzuschließen und das neue Budget mit seinen fast um zehn Millionen Pfund Sterling gestiegenen Ausgaben auf denselben Grundlagen wie das vorige und ohne einen einzigen Pfennig Neubelastung aufzubauen. Nicht ohne berechtigten Stolz bemerkte Lloyd George am Schluß seiner Rede, daß von den fünf größten Nationen der Welt, die im vorigen Jahre große Fehlbeträge zu decken hatten, nämlich Deutschland, Frankreich, die Vereinigten Staaten, Rußland und England, nur das letztere alle seine Finanzschwierigkeiten überwunden hat. Dabei hat England seine neuen Kriegsschiffbauten aus den laufenden Einnahmen gedeckt, und seine Schuldenlast hat nicht nur nicht zugenommen, sondern sogar bedeutend abgenommen. Lloyd George schrieb diesen Erfolg mit vollem Recht der frei-

händlerischen Wirtschaftspolitik Englands zu, d. h. dem Ausbau der direkten Steuern und der verhältnismäßigen Schonung der Konsumfähigkeit der breiten Schichten der Bevölkerung. Es genügt, in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, daß von den für 1910/11 bestimmten 1424 Millionen Steuereinnahmen noch immer fast die Hälfte, nämlich 664 Millionen Pfund, direkt vom Eigentum und Besitz in der Form von Einkommen-, Besitz- und Erbschaftsteuern erhoben wird, was natürlich noch genug den Volksmassen zu tragen übrig läßt, aber doch auch die bestehenden Klassen nicht geradezu schont. Das mag für das Volk kein großer Trost sein, aber finanziell hat sich diese Methode bewährt und der englischen Finanzwirtschaft über jene der andern Länder eine große Überlegenheit verschafft. Noch wirksamer natürlich könnte sich diese Finanzmethode gestalten, wenn statt etwa 46 Prozent der gesamten Steuerlast die bestehenden Klassen mehr getragen hätten, wozu es genügt, wenn der Grund und Boden nicht mit 600 000 Pfund, wie im Budget, sondern mit 6 Mill. Pfund belastet würde. Allein so weit geht der Radikalismus selbst eines Lloyd George nicht, und er ist zufrieden, wenn seine Finanzkunst die eines Stengel oder Eydow überträgt.

Die Einzelheiten des Budgets brauchen wir nicht zu besprechen, da die Ziffern dem Leser aus den telegraphischen Berichten bekannt sind. Es ist aber besonders zu beachten, wie die Ausgaben im Vergleich selbst mit dem vergangenen Jahre gewachsen sind. Wie erwähnt, betragen die Mehrausgaben die ungeheure Summe von 9,7 Mill. Pfund, also beinahe 200 Mill. Mark. Ein solcher Sprung in ganz normalen Zeiten und besonders unter einer liberalen Regierung, die doch immer von Sparsamkeit und Bescheidenheit gesprochen hat, ist nichts weniger als ein öffentlicher Skandal. Er wird aber zum größten Unfug, wenn man betrachtet, welches seine Gründe sind. Da stellt es sich heraus, daß es hauptsächlich zwei Kosten sind, die die wichtigsten Mehrausgaben fordern. Der eine ist die Zivilverwaltung, deren Ausgaben von 40,3 auf 42,6, also um 2,3 Mill. Pfund gestiegen sind. Untersucht man dies näher, so entdeckt man, daß von den Mehrausgaben etwa eine halbe Million auf den öffentlichen Unterricht, noch etwas weniger auf Alterspensionen, und 1 200 000 Pfund auf Gehälter für Beamte fallen.

Das Beamtentum ist nämlich unter der liberalen Regierung ungeheuer angewachsen und die Gehälter der höheren Bureaukraten werden mit jedem Tage immer höher geschraubt. Der neue Liberalismus arbeitet eben nicht mehr durch die örtlichen Verwaltungen, wie es im freihändlerischen England einst der Fall war, sondern mittels einer zentralisierten Bürokratie, und Lloyd George hat selbst vor ein paar Wochen zugestanden, daß in den letzten drei Jahren allein 1154 neue Beamtenposten geschaffen wurden, die mit der Ausführung der letzten Gesetze, wie des Alterspensions- und des Arbeitsnachweisgesetzes be-

traut worden sind. Dies ist eine reaktionäre Neuerung, die die gesamte innere Verfassung und Verwaltung des Landes auf den Kopf stellt. Sie verschlingt aber auch viel Geld und hat die Kosten der zivilen Administration von 19 Mill. Pfund im Jahre 1895 auf 42 1/2 Mill. Pfund im Jahre 1910 gehoben. Noch schlimmer aber steht es mit dem andern Posten, der eine Mehrausgabe von nicht weniger als 5 1/2 Mill. Pfund mit einemmal fordert. Es ist das unser aller Bekannter: der Marinemoloch, der in diesem Jahre 40,6 Mill. Pfund gegenüber den 35,1 Mill. Pfund des vergangenen Jahres verschlingen wird. Selbst Lloyd George wies in seiner Rede darauf hin, daß noch vor 25 Jahren ein konservativer Finanzminister aus seinem Amte ausschied, weil er einen Dreißehn-Millionen-Marineetat nicht billigen wollte. Jetzt erscheint ein ultraradikaler Finanzminister wie Herr George und unterbreitet mit einer heuchlerischen Miene der Anzufriedenheit einen Etat von mehr als 40 Millionen. Wenn Herr George wirklich diese schädliche Verschwendung so verurteilt, wie er behauptet, warum folgt er da nicht dem Beispiel seines konservativen Vorgängers? Wie es scheint, kostet ihn seine edle Entrüstung ebensowenig wie sein Radikalismus.

Die Finanzvorlage stieß auf keiner Seite auf irgendwelchen heftigen Widerspruch. Ihre Grundlagen wurden bereits im vorigen Jahre angefochten, und selbst die Tories fühlen sich, wie es scheint, trotz der Aufmunterung ihrer Presse, müde. Auch die Arbeiterpartei haben anscheinend sehr wenig an dem Budget auszusetzen. Ihr Führer, Barnes, „bedauerte“ nur, daß für die Marine so viel ausgegeben und die Zuckersteuer nicht abgeschafft wird, sowie daß die verpfändete Sicherung gegen Arbeitslosigkeit und Invalidität erst für das nächste Jahr angekündigt werden und die Ausdehnung der Alterspensionen auf die Empfänger der Armenunterstützung noch immer nicht vollkommen ist, schloß aber mit der lebenswürdigen Versicherung, daß „trotz dieser Unterlassungen er und seine Freunde bei den Etatsberatungen die großen Schwierigkeiten des Finanzministers beachten werden“. Auf diese untertänigste Erklärung antwortete der Finanzminister, wie die andern Redner, mit verächtlichem Schweigen. Sie kennen die „unabhängige“ Arbeiterpartei!

Die einzigen, die die Budgetvorlage einigermaßen scharf kritisierten, waren, wie immer, die Iren, die besonders viel an den Schnapssteuern, die die irischen Brennereien, die einzige Industrie des Landes, in ganz bedeutender Weise treffen, auszusetzen haben. Aber auch sie — wir meinen die Mehrheit der Fraktion unter der Leitung von John Redmond — legten sich eine gewisse Reserve auf, nachdem in derselben Sitzung Asquith eine Herbstsession angekündigt hatte, die zur Erledigung unter anderem auch des Budgets in seinen letzten Stadien dienen soll. Das war eine neue Kapitulation der Regierung — diesmal vor den Iren, die ihre Zustimmung zum Budget

Seuilleton.

Das Haus Michael Senn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

Nachdruck verboten.

Eine kurze Zeit freilich hatte auch der Christian Thaler seinen Liebestraum geträumt. Damals nach jenem Tanzfränzchen, als sie ihm den Rotkollonorden mit dem seidenen Band an die Brust geheftet hatte. Nur ganz kurze Zeit. Es war die schönste Frist seines Lebens gewesen.

Dann hatte er selbst mit derber Hand die schimmernden Lustschlöffer niedergedrückt. Des Richters bildhübsche Keß hatte ihm, dem armen Buchhalter, ja doch nie gut sein können! — Wer war er denn? Ein Untergebener im Hause Michael Senn. Und das war er auch geblieben. Er hatte keinen Ehrgeiz mehr, etwas andres zu werden.

Der alte Mann hielt die verbläute Schleife mit zitternden Händen gegen den matten Schein der Lampe. Dide, schwere Tränen rannen ihm über die welken Wangen. Christian Thaler weinte. Er weinte um sein und ihr verlorenes Glück.

Vielleicht wäre sie als sein Weib doch glücklicher geworden? Vielleicht hatte er damals Unrecht getan, daß er den Kampf um sein Glück so rasch aufgab? ... Aufgab? ... Er hatte den Kampf überhaupt nie begonnen! Ein Feigling war er gewesen! Ein mutloser Feigling! ... Er trug die Schuld an ihrem verfehlten Leben. Eine große Schuld. Wäre er ihr doch in früheren Jahren, als die Klust zwischen den Gatten noch nicht so tief und unüberbrückbar war, als Freund ratend zur Seite gestanden! Damals hatte Frau Theresia Senn ihre einzige Zuflucht noch nicht bei der Kirche gesucht.

Der alte Mann machte sich die schwersten Vorwürfe. Und das war die wühlende Bitternis dieser Stunde. Er hätte damals, als es noch Zeit war, sie an ihre Pflicht ermahnen sollen. Er hätte sie dem Gatten zuführen sollen. Vielleicht wäre es ihm doch gelungen.

Sie suchte ja einen Ausweg. Sie suchte einen Mittler in ihrer Not. Sie litt unfagbar. Christian Thaler hätte es wohl gesehen. Und doch ließ ihn eine falsche Scham nicht zu ihr sprechen. Er hätte es überwinden sollen. ... So hatte er nichts vermocht, als den ganzen Schatz seiner Liebe auf das Kind der angebeteten Frau zu übertragen. Heimlich und scheu, als wenn er selbst dazu kein volles Recht hätte.

Ein alter ehrwürdiger Kanonikus des Brigner Domkapitels war damals der geistliche Berater der Frau Theresia Senn geworden. Ein Greis mit silberweißem Haar und einem kindlich guten Herzen. Der hatte die Frau in ihrer Seelennot immer mehr ihrem Gotte entgegengeführt.

Auch mit dem Michael Senn hatte er gesprochen. Der Gatte war durch diese Unterredung mit dem Priester nur noch tiefer verletzt worden. Was hatte er seiner Frau getan, daß sie durch den Mund eines Fremden mit ihm reden mußte! ... Nein. Der Priester hatte es gut gemeint, sehr gut. Aber den richtigen Weg hatte er sicher nicht eingeschlagen.

Frau Senn hatte mit der Zeit Trost in der Religion gefunden und dann schließlich auch ihr Glück. Sie fehlte bei keiner der Andachten, die im Dom oder in der Pfarrkirche abgehalten wurden. Tagtäglich sah man die Frau in ihrem schwarzen Kleid schon am frühen Morgen auf ihrem gewohnten Platz in einem der ersten Kirchenstühle. Selbst in späteren Jahren, als sie schon kränklich war, fehlte sie selten. Sie hatte kein Interesse mehr an dem Leben dieser Welt. Was außerhalb ihrer religiösen Sphäre lag, war ihr mehr oder weniger gleichgültig geworden. Freunde und Bekannte besah sie nur wenige.

Und diese wenigen waren tief religiös wie sie und allem Weltlichen abgestorben wie sie ...

Und heute hatte man die Frau Senn mit großem Pomp zu Grabe getragen. Da waren sie alle versammelt gewesen, die Rang und Würde besaßen in Brizen. Alle Freunde und Verwandten der Familie waren vollzählig von nah und fern erschienen.

Es war ein ungeheurer Trauerzug gewesen, wie man ihn in Brizen schon seit langem nicht mehr gesehen hatte. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Es galt ja der stillen Frau des Michael Senn die letzte Ehre zu erwirken.

Der fahle Schein des andbrechenden Morgens schimmerte durch das Fenster herein in die Stube, wo Christian Thaler noch immer in Gedanken versunken vor sich hinstarrte. Die kleine Petroleumlampe schien nur mehr matt auf das bartlose, sorgfältig rasierte Gesicht des alten Buchhalters. Der kaum mittelgroße, schmächtige Mann war vor der Zeit gealtert. Mit seinem faltigen durchfurchten Gesicht und den ganz grauen struppigen Haaren sah Christian Thaler heute in der grauen Morgendämmerung noch älter, verträumter und eingeschrumpter aus wie gewöhnlich.

Und endlich ging draußen am Himmel in Glanz und Pracht die Morgensonne auf. Ihre Strahlen stießen um die mächtige Fassade des Domes und machten den weißen, spitzen Götenturm der Pfarrkirche noch schneewiger erglänzen. In die engen, winkligen Gassen ergossen sich die Fluten des jungen Lichts, glitten tiefer und tiefer an den Giebeln und Mauern hernieder, legten sich in breiten goldenen Massen auf den Domplatz.

Ein taufreischer Morgen im Eisaktal. Licht auf allen Höhen. In die alte Stadt am Talgrund drang das Licht, als ob es sich sein Recht erkämpfen wollte, als ob es die Gassen und Gäßlein von einem bleischweren Druck erlösen möchte, der gleich einer unsichtbaren Wolke über ihnen lastete.